Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 22

Artikel: Der Mann im Nebel
Autor: Graber, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671838

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ſchig-glatt gemacht. Überall liegen noch abgeſchmolzene Schloſſen umher.

Behutſam laſſe ich mich hinabgleiten, taſtend und rutſchend, faſt ausſchließlich auf meinen Inſtinkt angewieſen ...

* * *

Endlich iſt es gelungen.

Der Almboden federt weich unter meinen Schritten.

Eine Kuh, mitten aus der liegenden Herde nach mir äugend, muht mich wohlwollend an und wackelt mit dem Kopf, daß die Leitglocke luſtig bimmelt; weit unten im Wald noch höre ich ſie in der ſtillen Bergdämmerung.

Vor dem erſten Bauerngehöft bleibe ich ſtehen und ſchaue noch einmal zurück nach den Wänden, denen ich glücklich entronnen.

Das „Wetterhorn" brennt wie ein Feuerberg — wandelt ſich in mattes Graublau — leuchtet goldgelb auf — verläuft in milde Fleiſchtöne — glüht wie eine rieſenhafte Wunde — verdüſtert ſich violett, und dämmert endlich in fahlem Aſchgrau aus.

Alpenglühen.

Schon glitzern die erſten Sterne am abendlichen Himmel.

Gipfelraſt.

Die Welt liegt unter mir,
Es ſchweigt der Raum.
Auf kargem Grasband ſtreck ich meine müden Glieder
Zur wohlverdienten Raſt nach hartem Steigen.

Derweilen ſchweifen meine Augen, lichtgeblendet,
Doch ſchönheitsdurſtig durch das weite Rund.
Nichts hindert ihren Blick,
Kein Baum, kein Hügel.
Weit blaut der Sommerhimmel überm Erdental.
Nur weiße Wolkenſegelſchiffe ziehen langſam
Und majeſtätiſch durch die klare Flut dahin.

Voll Wanderſehnſucht folgen ihnen meine Augen,
Solange noch ein leuchtend Flatterſegel
Am blauen Weltenrand zu ſehen iſt.

Ach, wer ſo ziehen könnte,
Frei von Erdenſchwere,
Durchs weite Luftmeer mit den Segelwolken,
Von einem kühlen Bergwind ſachte fortgetrieben,
Auf einen neuen, erdentrückten Weltenſtern!

— — — — — — —

Es iſt ein Traum.
Ich faſſe meinen Pickel,
Laß meinen Blick noch einmal in die Runde ſchweifen
Und ſteige langſam in die Niederung hinunter.

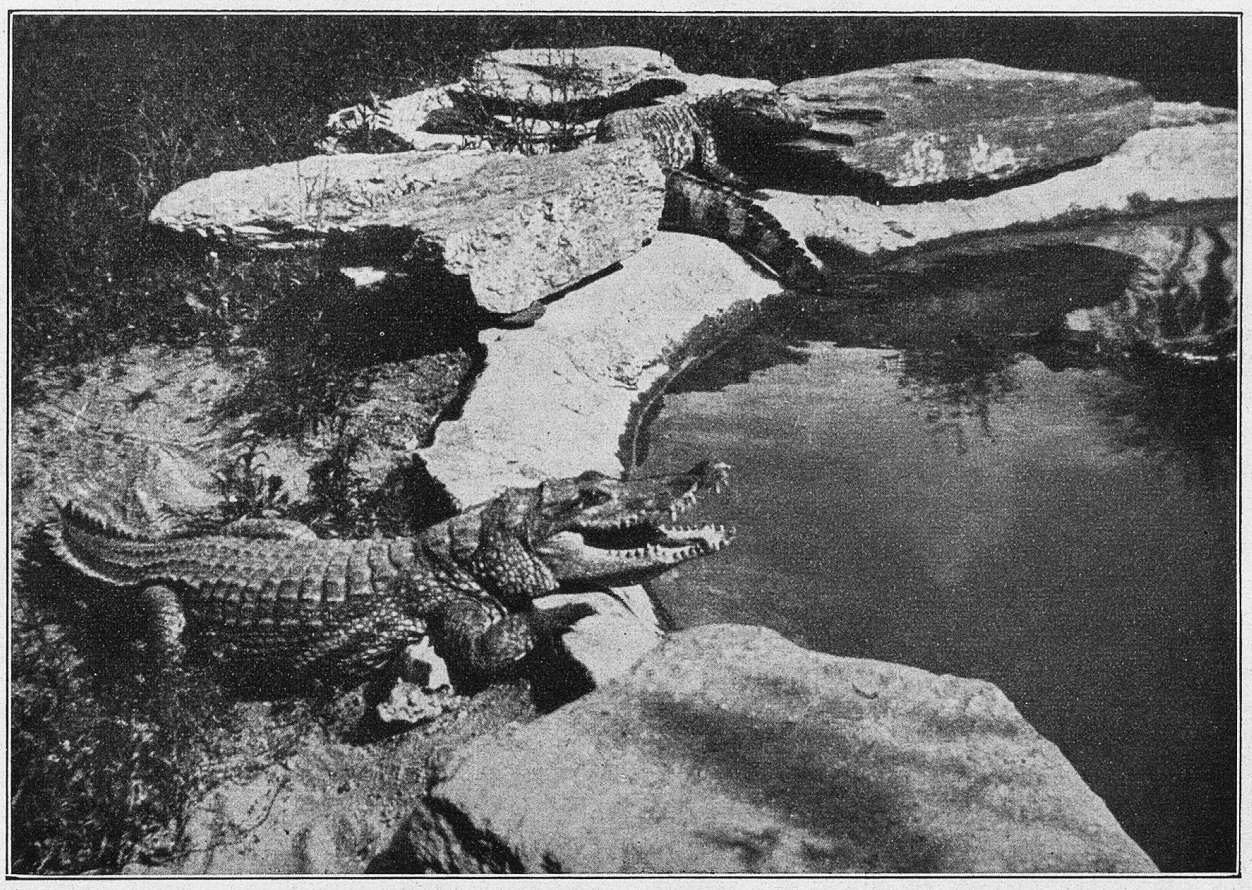
J. Kindlimann

Der Mann im Nebel.

Von A. Graber.

Wir wanderten an einem nebligen ſpäten Morgen über den Glacier de Saleinaz auf den Übergang der Fenêtre de Saleinaz zu. Wir waren mißmutig und ohne jeden inneren Auftrieb. Vier verregnete und hundekalte Tage, die wir in der Saleinazhütte verbringen mußten, hatten das zuſtande gebracht. Jetzt wollten wir auf die andere Seite der Aiguilles dorées hinüberwechſeln. Wahrſcheinlich war es auch dort nicht beſſer, aber ein Tag Bewegung ſchien uns dreien ſehr nötig, da das ſtete enge Zuſammenſein uns oft genug hart aneinander geraten ließ.

Es regnete nicht einmal, als wir den Gletſcher betraten, und dazu war es vollkommen windſtill. Der Nebel lag unbeweglich als eine kompakte Maſſe etwa hundert Meter höher. Es war eine leichte Wanderung, die wir vorhatten, trotzdem waren wir vorſichtig. Daß wir am Seil gingen, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Man ſoll den Berggewalten nicht zuviele Möglichkeiten geben, ihre Macht zu beweiſen. Wir orientierten uns eingehend mit Karte und Kompaß, denn ſchon bald gerieten wir in den Bereich des tückiſchen weißen Breies, der zähe ſchien wie Kleiſter. Es war ein ekelhaftes Gefühl, in dieſes neblige Nichts hineinzutappen. Hie und da tauchte ſchemenhaft und merkwürdig fremd ein Felskopf für Minuten auf als einzige Abwechſlung während eines langen Marſches. Es mag wohl begreiflich ſein, daß ſich unter dieſen Umſtänden unſere Laune nicht beſſerte. Jegliche Handlung der andern reizte maßlos. Entweder



Im Zürcher „Zoo".

ließ einer das Seil am Boden nachschleifen, oder dann hielt er es wiederum zu straff, daß man kaum atmen konnte. Dann war das Tempo bald zu rasch, bald zu schleppend, die Tritte im Firn zu weit voneinander oder zu nah. Man kennt ja diese Stimmungen, in denen man sich beinahe umbringen möchte. Endlich kamen wir an die brüchigen Felsen unterhalb der Paßhöhe, gegen die sich das Gletschertal zwischen der Grande Fourche und dem westlichsten Gipfel der Aiguilles dorées hinaufzieht. Die kurze Kletterei war nicht schwer. Wir rasteten auf dem Sattel und bestimmten die Richtung, in der die Dupuishütte lag. Sie ist simpel genug zu finden, wenn es keinen Nebel hat. So aber werden die einfachsten Wanderungen in den Bergen zu Unternehmungen großen Stils.

Bald verließen wir die heute so ungastliche Stätte der Fenêtre de Saleinaz wieder. Wir betraten das weite und scheinbar fast spaltenlose Plateau du Trient. Links mußte sich der zweigipflige Stock der Aiguille du Tour erheben und rechts die Zackenreihe der Aiguilles dorées. An Sonnentagen wenigstens! Jetzt sah man nichts davon. Zum Teufel, wann konnte man wohl wieder einmal in einen richtigen blauen Bergtag hineinklettern?

Nahm diese Wanderung denn gar kein Ende? Wir gingen sicherlich schon viel zu lange und falsch dazu! Wir standen still und berieten und stritten uns über die Richtung trotz des Kompasses. Verfolgten wir zu sehr einen nördlichen Kurs, dann liefen wir Gefahr, in das Spaltengewirre des Glacier du Trient zu geraten. Es fielen heftige Worte. Jeder schob dem andern die Schuld am Herumirren zu. Schließlich beschlossen wir, stark nach Osten abzubiegen. Weiter! Jetzt sprang der Sturmwind auf, aber er lichtete die Nebeldecke nicht, er wirbelte sie nur durcheinander und schob neue Massen heran. Es schneite. Die Eisnadeln peitschten uns beißend ins Gesicht, die Situation wurde reichlich unbehaglich.

Wiederum hielten wir an und ratschlagten. Da tauchte vor uns eine Gestalt aus dem Nebel auf. Es war ein einzelner Mensch, und seine Erscheinung mutete uns sonderbar an. Sicherlich mußte es ein Bergbewohner aus der Umgegend sein. Er war in grobe Stoffe gekleidet, die nach einer längst vergessenen Mode zuge-

schnitten waren. Sein bleiches Gesicht mit den stechenden Augen wurde von einem schwarzen, ungepflegten Bart umrahmt. In der Hand hielt der Fremde eine hohe Pickelstange, wie man sie in den sechziger Jahren hatte, auf dem Rücken trug er einen großen verschnürten Ballen. Ein Schmuggler? Wir waren mehr als nur überrascht durch diese Begegnung, sie hatte geradezu etwas Unheimliches an sich. Obwohl er sich nicht um unsere Anwesenheit kümmerte, hielten wir den Mann, der sich in dem weißen Brei wohl auszukennen schien, auf.

„Wohin gehen Sie?" fragte Albert reichlich ungeschickt. Der Fremde schien über diese inquisitorische Frage zu staunen, bequemte sich aber schließlich doch und zeigte brummend geradeaus. Das konnte heißen Argentière oder Saleinaz, die Wahl war uns freigestellt.

„Woher kommen Sie?" Der Fremde zeigte mit dem Daumen hinter sich. Wahrhaftig ein redseliger Geselle, dachten wir uns.

„Aber ...". wollte ich einwerfen.

Da knurrte er zwischen seinen Zähnen durch: „Ich weiß schon, was Sie mir sagen wollen: So allein über diesen Gletscher, nicht wahr? Es geht Sie ja im Grunde gar nichts an, das ist wohl meine Sache. Diesen Weg hier kenne ich wie meine Hosentasche. Ich bummle ihn nun schon an die hundert Jahre." Er lachte tief und unangenehm. Das sollte wohl ein Witz sein?

„Aber die Spalten?"

„Ach, die weiß ich alle, die tun mir nichts, mit denen bin ich sozusagen auf du und du." Das waren Redensarten.

Er machte sich ans Weitergehen. Aber dann drehte er sich uns nochmals zu und meinte:

„Ich glaube, Sie wollten von mir etwas wissen, nicht wahr? Sie haben keine Ahnung mehr, wo Sie eigentlich hier stecken. Sie gehen falsch, viel zu viel rechts, Sie kommen zu Spalten und in die Hänge des Portalet. Ich gebe Ihnen den guten Rat: Halten Sie links," er zeigte nach Norden, „dann sind Sie in einer guten Viertelstunde unter Dach. Und das haben Sie wohl alle drei sehr nötig." Er schaute uns abschätzig an.

„Portalet", antwortete ich, „Sie meinen wohl die Aiguilles dorées. Von vielen Spalten habe ich da nichts gehört."

„So, so, haben Sie nichts gehört," höhnte der Fremde, „nun vielleicht werden Sie dafür sehen." Er grinste und fuhr fort: „Ich meine es nicht schlecht mit Ihnen, dort ist Ihr Weg." Er wies nochmals in die Richtung, in der wir die Eisbrüche des Glacier du Trient vermuteten. „Und nun guten Abend, meine Herren!" Er fuhr mit zwei Fingern gegen seine Kappe und nahm den Marsch wieder auf, ohne sich weiter um uns zu kümmern. Bald war er in Nebel und Schneetreiben verschwunden.

„Ein total Verrückter", meinte Albert, „man hätte ihn zurückhalten sollen."

„Hättest ihn doch gehalten, mein Lieber", stichelte Franz, „der hätte Dich nicht übel abgeschüttelt und Kopf voran in den Schnee gesteckt."

Ich schritt energisch ein, um keine Keilerei aufkommen zu lassen.

Wir behielten unsere innegehabte Richtung bei, wir verließen uns lieber auf den Kompaß als auf die Redensarten eines alten Wirrkopfes.

Es ging weiter im fallenden Schnee. Normalerweise hätten wir längst bei der Hütte sein müssen, das war schon richtig. Eine Spalte tauchte auf. Sie mußte umgangen werden. Das kann vorkommen, und es beunruhigte uns auch nicht weiter. Aber dann mehrten sich die schwarzen Schründe. Wir mußten zwischen ihnen hin und her lavieren. Wir schauten einander an und schwiegen. Trügerische Schneebrücken überschritten wir. Der Schnee bröckelte hohl in eine unheimliche Tiefe. Unsere Unternehmung schien schief ausgehen zu wollen. Noch sagte keiner offen, der Alte habe recht gehabt, wir rennen ins Verderben. Da verschwand unser Erster am Seil plötzlich von der Erdoberfläche. Ein schwarzes Loch im Firn war übriggeblieben. Zum Glück hatte die Seilsicherung geklappt. Wir holten den sichtbar Verdutzten leicht wieder aus der Unterwelt empor. Weiter! Das Gelände wurde eher schlimmer. Wo waren wir hingeraten? Plötzlich standen wir an einer abschüssigen Eiswand, die von Felsen flankiert wurde und in eine kräftige und breite Randspalte mündete. Welche der Aiguilles dorées mochte es sein? Nun war es an der Zeit, nach links zu halten. Kaum hatten wir ein paar Schritte getan, als auch schon ein schneidender Pfiff in der Luft ertönte. Steinschlag! Der Hagel grub sich in den Schnee ein, eben dort, wo wir vor kaum einer Minute noch geweilt hatten. Es war wie verhext, und wir bekamen es langsam mit der Angst zu tun. Wir berieten und beschlossen das Gescheiteste, was sich in dieser Situation tun ließ, nämlich auf unseren Spuren zurückzugehen bis zu dem Punkte, wo wir den Fremden getroffen hatten.

Stunden gingen auf diese Weise verloren. Wie lange der Tag wohl noch dauerte? Es wurde schon leise dämmerig. Aber wir konnten mit knapper Not die Stapfen noch entdecken, die unsere Begegnung dokumentierten.

Nun gingen wir genau nach Norden, wie es uns der alte Mann geraten hatte. Es gab keine Diskussion mehr darüber. Wir alle waren vollkommen apathisch. Keiner wußte etwas Besseres, aber wir alle wußten, daß das, was wir jetzt unternahmen, nur noch ein letzter und verzweifelter Versuch sein könne mit verflucht wenig Aussicht auf Erfolg. Ohne Hoffnung wanderten wir Schritt für Schritt in die werdende Nacht hinein, ein Biwak auf diesem schutzlosen Gletscher vor Augen. Wie übersteht man eine solche Nacht in Sturmwind und Schnee?

Plötzlich zeichnete sich ein massiges, dunkles Etwas vor uns ab. Beim Näherkommen sahen wir: es war die Dupuishütte. Ein freudiger Schreck durchzuckte uns. Wir waren gerettet, keine halbe Stunde hatten wir gebraucht, seit wir die Spuren des Fremden wieder gekreuzt hatten.

„Der gute alte Kerl hat recht gehabt," sagte Albert voller Rührung. „Wo zum Teufel sind wir wohl während dieser vielen Stunden umhergeirrt? Das möchte ich gerne wissen!"

Es verging einige Zeit, bis uns ganz zum Bewußtsein kam, daß uns ein bequemes Strohlager erwartete statt stahlhartes Eis.

Der Hüttenwart bewillkommte uns. Wir waren seine einzigen Gäste. Für uns durchfrorene Wanderer sorgte er nach seinem besten Können. Der heiße Tee tat wohl, und dann meldete sich auch der Hunger. Die Behaglichkeit machte sich wohltuend breit, und das Fragen und Erzählen begann. So sprachen wir von dem alten bärtigen Manne, der uns begegnet war, und fragten, ob er hier gewesen sei. Der Hüttenwart schüttelte den Kopf.

„Ich kenne keinen solchen Menschen, wie Sie ihn mir beschreiben. Sie sind seit vier Tagen die ersten menschlichen Wesen, die ich zu Gesicht bekomme."

Wir schilderten den Fremdling nochmals eingehend und erzählten, was er uns gesagt hatte. Der Hüttenwart wiegte bedenklich den Kopf.

„Ihrer Erzählung nach müßte es der alte Caspard Crut sein, aber der ist doch schon vor mehr als zwanzig Jahren im Gletscher verunglückt."

„Es könnte doch auch irgend ein Schmuggler gewesen sein," meinte Albert. Der Hüttenwart verneinte.

„Das ist kaum möglich, das lohnt sich hier nicht bei diesen Gletscherpässen."

„Merkwürdig", fuhr er nach einer Weile fort, „es ist schon das dritte Mal, daß mir Bergsteiger einen einzelnen Mann beschreiben, dem sie begegnet sind, und immer stimmte diese Beschreibung auf Caspard Crut." Er bekreuzigte sich. „Ist ja allerdings auch an der Zeit, daß er wenigstens nach seinem Tode einmal etwas Gutes tut, zu seinen Lebzeiten war er einer der bestgehaßten und gefürchteten Männer der Talschaft. Man hat damals aufgeatmet, als der alte Wilderer, Raufbold und Säufer nicht mehr wiederkam." Er schwieg plötzlich und sagte dann: „Gott sei seiner Seele gnädig." In der Stille hörte man, wie draußen der Wind aufsprang und ungestüm an den Fugen der Hütte rüttelte. Wie hätten wir diese Sturmnacht im Freien überstanden?

Hier war es ruhig und behaglich. Die Petrollampe brannte, das Herdfeuer wärmte. Vor der Türe nur wartete das Unheimliche und Fragwürdige, die Hochgebirgsnacht mit ihren Gesichten und Geschehnissen, für die man keine Deutung fand. Unser Verstand sträubte sich zu glauben, daß uns der tote Caspard Crut über den Weg gelaufen sei. Es konnte doch auch irgendeiner vom Tale aufgestiegen sein, ohne die Hütte aufzusuchen, irgendeiner, der Grund hatte, sich nicht zu zeigen.

Wir legten uns nieder, aber ich konnte lange nicht einschlafen. Nun war die Ruhe im Hüttenraume vollkommen und die Geräusche der Berge um so eindringlicher. Diese Welt da draußen aber ist es, die wir doch nie ganz ausbegreifen werden, so sicher und gut unser Verstand sonst funktioniert, so viele Jahre wir auch schon durch die Alpen wandern. Und zu dieser Stunde wurde es für mich plötzlich ganz ungewiß, ob ein Mensch oder ein Geist uns begegnet war. Irgendwo ging jetzt lautlos wie ein Schatten Caspard Crut seinen ewigen Weg auf dem todeinsamen Gletscher, über den der große Wind strich, von dem niemand weiß, von wannen er kommt, noch wohin er geht. Sind nicht auch wir alle hier in der Hütte ebenso vorübergehend und namenlos wie dieser Wind? Pendeln wir nicht gleich einem Wanderer im Nebel durch ein kurzes Dasein, das voll verborgener Fallstricke ist?

Am anderen Morgen lagerte der gleiche weiße

und dichte Nebel über der Landschaft wie schon seit Tagen. Wir stiegen zu Tal, und wir waren alle sehr schweigsam. In den Gedanken ging mit uns der Mann, dem wir vielleicht unser Leben zu verdanken hatten, und den wir für immer Caspard Crut nennen.

Traum im Bergtal...

Von Friedrich Bieri.

Das winzige Häuschen steht tief hinten im Kandertal, einsam, eine Wegstunde vom letzten Dorf entfernt. Links und rechts steigt der Wald steil zu den Höhen des Hochgebirges hinauf. Man hört die Bäume rauschen und den Bergbach plätschern. Kein Mensch ringsum. Nur vor dem Bahnwärterhäuschen sitzt ein Mann und raucht gemütlich seine Pfeife. Manchmal braust ein Zug vorbei, und das Dröhnen der Maschinen und Schlagen der Achsen verliert sich wieder für Stunden in dieser Bergeinsamkeit.

Zweimal im Tag, zu Mittag und am Abend, kommt des Bahnwärters junge Tochter auf dem Fahrrad aus dem nächsten Dorf und bringt ihrem Vater das Essen herauf ins Häuschen. Dann sitzen sie vor der kleinen Tür, verzehren ihr einfaches Mahl, und Röschen erzählt vom Leben daheim. Sie bleibt die Nacht über im Bahnwärterhäuschen, kocht am Abend für jedes von ihnen einen Teller Suppe, sucht Holz im nahen Wald und heizt den kleinen Ofen, wenn das Wetter kalt und rauh ist hier oben. Wenn der Nachtzug die Strecke passiert hat, gehen sie beide schlafen, verkriechen sich in die Wolldecken des einfachen Lagers zu beiden Seiten der winzigen Stube. Am Morgen bereitet Röschen das Frühstück, dann kehrt sie heim zur Mutter ins Dorf, und von dort geht sie zum Pfarrer, dessen Haushalt sie betreut. So geht es das ganze Jahr über, mit Ausnahme der freien Tage, wenn der Vater abgelöst wird und zur Familie heimkehrt.

In dieses Häuschen verirrt sich in einer Sturmnacht ein Skifahrer. Er klopft an die Tür. Der Bahnwärter läßt ihn eintreten. Draußen wütet das Schneetreiben. Der Fremde erkundigt sich, schon halb erschöpft von seiner Irrfahrt in der Nacht, nach dem nächsten Dorf.

Der Bahnwärter schüttelt den Kopf: „Da kommen Sie nicht mehr hin bei diesem Sturm und in diesem undurchdringlichen Dunkel. Sie müssen schon hier bleiben und mit mir das Lager teilen!"

Er weist lachelnd auf die Pritsche und meint ermunternd: „Wir werden schon Platz haben zu zweit!"

Und dann kocht der freundliche Bahnwärter, froh, einmal ein anderes, fremdes Gesicht da draußen in seiner Einsamkeit zu sehen und sich zu unterhalten, seinem Gast noch rasch einen Tee in dem von der Petroleumlampe spärlich erleuchteten Stübchen, wobei der Fremde sich langsam entkleidet und die nassen Schuhe zum Trocknen legt. Dann gewahrt er im Dämmerdunkel des winzigen Raumes das bereits schlafende Mädchen in der Ecke. Der Anblick des schönen, jungen Wesens macht ihn wieder froh. Er trinkt den Tee mit dem gütigen Mann, holt Eßwaren aus dem Rucksack und bietet dem Bahnwärter eine gute Zigarre an. Sie rauchen noch eine halbe Stunde. Es wird gemütlich in der muffig kleinen, angenehm temperierten Stube, während draußen der Sturm an die Fenster peitscht. Aber dann muß er doch an seine liebe, junge Braut denken, die jetzt im Kurort umsonst auf ihn wartet und der er von hier aus keinen telephonischen Bericht mehr geben kann, da das kleine Postamt längst seinen Dienst eingestellt hat. Und dann sieht er wieder das schlafende, junge Mädchen drüben auf dem andern Lager, wie es ruhig atmet, Zug um Zug, und es kommt ihm die Welt auch in diesem engen Häuschen voller Wunder vor, weil es so etwas gibt wie Schönheit und Jugend und den stillsten, tiefsten Frieden. Und vor diesem Anblick überwindet er die Kümmernisse wegen seiner jungen Braut, die sich jetzt wohl in Ängsten quält und seinetwegen eine schlaflose Nacht haben wird. Er wird müde von der wohligen Wärme, vom Essen und von der Unterhaltung nach dem angestrengten Tag, und so legt er sich mit dem Bahnwärter auf das harte Lager und vergißt seine junge Braut und das Mädchen da drüben, um eines Tisches Breite von ihm entfernt.

Am Morgen macht Röschen große Augen, wie es den fremden Mann gewahr wird, der noch schläft, da sie sich erhebt, um das Frühstück zu bereiten. Der Vater erklärt ihr alles. Sie muß lachen, und dann trinken sie zu dritt den Morgenkaffee vor dem Häuschen. Das Wetter hatte sich gelegt, und die Wintersonne erheiterte das einsame Kandertal.

Röschen geleitet den Fremden ins nächste